

Eva Schloss



EVAS  
GESCHICHTE

Anne Franks Stiefschwester  
und Überlebende von Auschwitz erzählt

BRUNNEN



Eva Schloss

# Evas Geschichte

Anne Franks Stiefschwester  
und Überlebende von Auschwitz erzählt

Unter Mitarbeit von Evelyn Julia Kent  
Aus dem Englischen von Angela Gaumér

 **BRUNNEN**  
Verlag GmbH · Giessen

*Dies ist eine wahre Geschichte. Da sie aus dem Gedächtnis erzählt wurde, sind möglicherweise einige Details etwas ungenau.*

Titel der englischen Originalausgabe: „Eva’s story. A survivor’s tale by the step-sister of Anne Frank.“ Erschienen bei W.H. Allen & Co. Plc, London.

© Eva Schloss und Evelyn Julia Kent

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Angela Gaumér liegen beim Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.



© der deutschen Ausgabe Brunnen Verlag Gießen 2014

[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)

Übersetzung des Interviews ins Deutsche S. 251: Renate Hübsch

Umschlagfoto: Eva Schloss

Umschlaggestaltung: Sabine Schweda (zweisign)/Daniela Sprenger

Satz: DTP Brunnen

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-7655-4250-3

## 2. Amsterdam

Wir mieteten uns eine möblierte Wohnung im ersten Stock eines modernen Häuserblocks in Amsterdam, Nieuw Zuid am Merwedeplein 46. Obwohl wir wegen des Krieges in Unsicherheit und Angst lebten, fühlte ich mich viel zufriedener und geborgener, weil wir wieder als eine Familie zusammenlebten. Das war für mich das Allerwichtigste.

Ich wuchs sehr schnell. Kaum waren wir in Holland angekommen, stellte Papi Heinz und mich an die Wand unseres Schlafzimmers und markierte dort mit einem Bleistiftstrich unsere Größe. Als er einen Monat später wieder Maß nahm, bemerkte ich mit Freude, dass ich eineinhalb Zentimeter gewachsen war – genauso viel wie Heinz.

Mein Bruder und ich schliefen im hintersten Zimmer, das auf einen Balkon hinausführte, auf dem in einer Ecke ein Kühlschrank stand. Einmal die Woche kam der Eismann vorbei, und Heinz musste einen riesigen Eisblock, eingewickelt in Sacktuch, hochtragen und ihn vorsichtig unten in den Eisschrank legen, in dem Mutti Milch, Butter, Käse und Fleisch aufbewahrte. Manchmal schlichen wir mitten in der Nacht auf den Balkon und holten uns ein Würstchen. Wir setzten uns auf unsere Betten, schmatzten und flüsterten und hatten viel Spaß miteinander. Es war einfach herrlich, wieder ein eigenes Zuhause zu haben.

Die Bewohner des Häuserblocks mussten an Feuer- und Fliegeralarmübungen teilnehmen. Auf diese Weise lernten Mutti und Papi schon bald andere, ebenfalls jüdische Familien in unserem Haus kennen. Es herrschte Kameradschaftsgeist und Zusammen-

gehörigkeitsgefühl. Einer half dem anderen, den Mut nicht zu verlieren. Papi freundete sich mit einem Nachbarn, Martin Rosenbaum, an: ein freundlicher Mann, verheiratet mit einer Österreicherin, Rosi. Die beiden hatten keine Kinder, aber Martin Rosenbaum machte Papi oft Komplimente über uns.

»Was für reizende Kinder du hast, Erich«, hörte ich ihn einmal sagen, »und so begabt.«

Was Heinz anging, hatte er damit sicher recht. Zu Muttis großer Freude stand in unserer Diele ein Stutzflügel. Sie und Heinz spielten beide gut, und Heinz nahm sehr bald wieder Klavierunterricht. Gewissenhaft übte er Kompositionen von Chopin, aber auch Jazzmusik, die er nach Gehör spielte. »Bei mir bist du sheyn« – immer wieder. Ich tanzte sehr gerne im Zimmer herum, wenn er spielte, und stellte mir vor, auf einer großen Bühne zu stehen, während Papi und Mutti Beifall klatschten.

Mutti fand unter ihren neuen Bekannten eine Cellistin und eine Geigerin. Sie trafen sich einmal in der Woche in unserer Wohnung zum Musizieren. Papi war kein großer Freund dieser Musikabende. Sobald die quietschende Geige anfang zu spielen, ging er »ein bisschen frische Luft schnappen« und flüchtete zu Martin. Ich sah die beiden dann oft miteinander weggehen.

Wieder einmal schickte man mich auf die örtliche Grundschule, und ich fand mich schließlich mit meinem Schicksal ab, wieder eine neue Sprache lernen zu müssen. Holländisch fiel mir nicht ganz so schwer, weil es dem Flämischen, das ich in Belgien einmal die Woche gehört hatte, ähnlich war. Zumindest konnte ich ein wenig verstehen. In den meisten holländischen Grundschulen wurde auch Französisch unterrichtet, und mittlerweile sprach ich fließend Französisch.

Das hatte zur Folge, dass ich mir einbildete, ich sei besser als meine Lehrerin. Immer wenn sie ein französisches Wort falsch

aus sprach – was oft vorkam –, verbesserte ich sie. Ich kam mir dabei wichtig und bedeutend vor, aber sie ärgerte sich und ließ diesen Ärger bei jeder sich bietenden Gelegenheit an mir aus. Sie benahm sich mir gegenüber ausgesprochen hässlich, aber mich kümmerte das wenig, weil ich dadurch der Star der Klasse wurde.

Das geordnete Familienleben gab mir die Sicherheit, die ich so lange vermisst hatte. An Frühlingsabenden hörte ich die Kinder vor unserem Haus draußen spielen. Der Platz vor unserem Häuserblock war geradezu ideal zum Spielen – die Straße endete an unserem Haus und führte in einer Art Dreieck wieder zurück; frisch gepflanzte Büsche und Bäume trennten den Asphalt von einer kleinen Wiese dahinter. Nahezu alle Kinder aus der näheren Umgebung kamen hierher, um miteinander zu spielen.

Seit 1933 lebten sehr viele jüdische Familien hier in der Gegend, und die jüdischen Kinder schlossen sich zu festen Cliques zusammen. Neuankömmlinge waren alles andere als willkommen. Ich stand sehr oft herum und wartete darauf, dass jemand mit mir sprach, aber sie wollten mich nicht. So war ich froh, wenn ein paar meiner holländischen Schulfreunde zu dem Platz kamen, um mit mir zu spielen. Vermutlich war ich einfach noch zu neu, denn schon bald schusserte ich mit ihnen, spielte mit ihnen Himmel und Hölle, Verstecken und vieles andere. Dann kaufte Papi mir eines Tages ein schwarzes, gebrauchtes Fahrrad. Ich lernte sehr schnell auf diesem zweirädrigen Ding die Balance zu halten. In den ersten Monaten 1940 fühlte ich mich richtig zugehörig, wenn ich mit meinen Freunden in der üblichen Tracht – Matrosenmantel und kniehohe Stiefel – durch die Gegend fuhr. Wenn es nicht regnete, waren immer genug Kinder da, um Mannschaften zum Beispiel für Schlagball zu bilden. Das gefiel mir am besten, weil man sich mit anderen zusammentun

musste. Weil ich eine gute Schlägerin und Läuferin war, rissen sich die anderen um mich, was mein Selbstbewusstsein beachtlich stärkte.

Ganz allmählich fühlte ich mich wieder heiter und unbeschwert wie früher. Das Leben hatte wieder so viele schöne Seiten. Wenn ich zu Hause von der Schule erzählt und meine Hausaufgaben gemacht hatte, lief ich hinunter, um mit den anderen zu spielen. Um sechs Uhr rief mich meine Mutter zum Abendessen, aber ich folgte ihr meist nur widerwillig – schließlich waren viele meiner Spielkameraden noch draußen, bis nach acht! Aber Papi bestand darauf, dass ich nach dem Abendbrot zu Hause blieb. Im Unterschied zu meiner Mutter war ich nicht stets freundlich und nachgiebig: Ich hatte eine Menge von Papis Charaktereigenschaften geerbt, und es geschah nicht selten, dass er mich für meinen Eigensinn mit Hausarrest bestrafte. Ich war ein richtiges kleines Energiebündel und wäre am liebsten immer draußen gewesen, wo das Leben pulsierte.

Mit der Zeit entwickelten sich auch engere Freundschaften. Ich verliebte mich bis über beide Ohren in Suzanne Lederman. Sie hatte strahlende veilchenblaue Augen, pfirsichfarbene Haut und dicke, dunkle Zöpfe, die ihr bis zur Taille reichten. Ich hielt mich immer in ihrer Nähe auf, aber sie war lieber in Gesellschaft von zwei quirligen Mädchen namens Anne und Hanne. Die drei tauchten überall gemeinsam auf. Wir gaben ihnen den Spitznamen Anne, Hanne und Sanne, weil sie ein schier unzertrennliches Trio waren, alle ein bisschen weiter entwickelt als wir anderen – mehr wie richtige Teenager. Bei unseren kindischen Spielen wollten sie nicht mitspielen. Sie gluckten zusammen, beobachteten uns und kicherten über die Jungs, was mir sehr dumm vorkam. Dauernd blätterten sie in irgendwelchen Modezeitschriften und sammelten Bilder von Filmstars.



Von meinem Zimmer aus konnte ich zu Suzannes Zimmer hinübersehen, und manchmal gaben wir uns Zeichen. An einem sonnigen Sonntagnachmittag, ich saß mit Suzanne auf den Stufen zu unserer Wohnung, vertraute sie mir an, wie sehr sie ihre Freundin Anne Frank bewunderte, weil sie immer so geschmackvoll gekleidet war.

Wie recht sie hatte. Als Mutti mit mir einmal zu dem Schneider in unserer Gegend ging, um einen Mantel ändern zu lassen, mussten wir eine Weile warten, weil der Schneider noch mit einer anderen Kundin beschäftigt war. Aus dem Ankleidezimmer hörten wir Stimmen. Die Kundin wusste offenbar sehr genau, was sie wollte.

»Mit dickeren Schulterpolstern würde ich besser aussehen«, hörten wir sie mit bestimmtem Ton sagen, »und der Saum könnte ruhig ein bisschen höher rutschen, meinen Sie nicht auch?«

Der Schneider stimmte zu, und ich saß da und wünschte, ich könnte auch tragen, was ich wollte. Ich war platt, als der Vorhang zurückgeschoben wurde und Anne zum Vorschein kam, ganz alleine. Das Kleid, von dem die Rede gewesen war, trug sie immer noch. Es war pfirsichfarben mit grünem Besatz. Sie lächelte mich an. »Gefällt es dir?«, fragte sie und drehte sich dabei leichtfüßig.

»Oh, ja«, antwortete ich hastig. Ich platzte fast vor Neid. Verglichen mit ihr kam ich mir wie eine graue Maus vor. Obwohl ich einen Monat älter war als sie, erschien sie mir viel erwachsener. Sie besuchte die Montessorischule und war mir im Stoff etwa ein Jahr voraus.

Anne wohnte im gleichen Stockwerk wie wir, uns gegenüber. Ich ging sehr oft hinüber, weil ich Suzanne nahe sein wollte. Die Franks hatten eine große, graubraun gestreifte Katze, die jedes Mal behaglich schnurrte, wenn ich sie hochnahm und streichelte.

Wie gerne hätte ich selbst ein Haustier gehabt, aber Mutti war strikt dagegen. Oft ging ich ins Wohnzimmer, um die Katze zu kraulen, und Herr Frank sah mir amüsiert dabei zu. Er war viel älter als Papi und sehr nett. Als er merkte, wie schlecht ich Holländisch sprach, redete er fortan Deutsch mit mir. Frau Frank schenkte Limonade für die Kinder ein, und wir saßen gemütlich, mit dem kühlen Getränk in der Hand, in der Küche zusammen.

Heinz hatte sich in zwei Mädchen verliebt, die beide in unserem Block wohnten. Eine, Ellen, war eine jüdische Immigrantin, genauso wie wir, die andere aber, Jopie, war eine hübsche, blonde Holländerin. Ich war ziemlich gekränkt, dass er den beiden so viel Aufmerksamkeit schenkte – ja, es gefiel mir ganz und gar nicht, dass mein Bruder Interesse für andere Mädchen zeigte. Ich wurde richtig eifersüchtig. Schließlich war ich seine kleine Schwester und stolz auf ihn, auf seine Musikalität und seinen klugen Kopf. Abgesehen davon plagte mich kaum etwas. Es war Frühling, und ich liebte Amsterdam, wo ich endlich wieder ein normales Leben führen konnte.

## 8. Minni

Frühmorgens am zweiten Tag bekam ich heftige Bauchkrämpfe. Ich hatte Durchfall und musste sofort zur Toilette. Ich konnte mich kaum noch beherrschen, als ich zum Kapo am anderen Ende der Baracke ging, um zu fragen, ob ich zu den Latrinen gehen könne.

»Verfluchte Mistbiene«, schnauzte sie mich an, »du bist noch nicht dran.«

»Aber ich muss dringend!«

»Du musst genauso warten, bis du an der Reihe bist, wie alle anderen auch!«, antwortete sie.

Ich konnte es nicht fassen, dass sie mich nicht zur Toilette gehen lassen wollte, und wusste nicht, was ich tun sollte. Ich litt unter furchtbaren Krämpfen und krümmte mich vor Schmerzen. Unmöglich konnte ich länger an mich halten. Ich lief vor die Baracke und kauerte mich gerade noch rechtzeitig in eine Ecke des Hofes.

Aber die Aufseherin war mir gefolgt. Sie stürmte schnurstracks auf mich zu, riss mich hoch und fluchte: »Du dreckige Jüdin!« Dann hagelte es Ohrfeigen und Fußtritte und sie kreischte: »So werdet ihr alle verrecken! An Ruhr und Typhus, weil ihr Tiere euch nicht beherrschen könnt!«

Sie hielt mich vorne an meiner Jacke, zog mich mit sich und schlug mir immer wieder brutal ins Gesicht; erst rechts, dann links, bis ich die Engel im Himmel singen hörte und mir noch übler war als vorher.

»Seht euch dieses dumme Gör an und lasst es euch eine Lehre sein«, rief sie, zu den anderen gewandt. »Ihrem hirnlosen Beneh-

men habt ihr es zu verdanken, wenn ihr alle ansteckende Krankheiten bekommt. Aber das ist typisch für euch Schweine. Wir werden sie bestrafen!«

Alle Häftlinge wurden herausgerufen, um Zeuge dieser Bestrafungsaktion zu sein. Ich musste einen schweren Holzhocker holen, mich hinknien und den Hocker über meinen Kopf halten. Alle Insassen der Baracke standen im Kreis um mich herum. Als ich im Staub auf die Knie fiel, packten mich wieder die furchtbaren Bauchkrämpfe.

Die Hitze wurde unerträglich. Die Sonne brannte auf meinen rasierten Kopf, versengte Nacken und Ohren. Schrecklicher Durst quälte mich.

Meine Arme schmerzten, während ich verzweifelt versuchte, den Hocker hochzuhalten. Wenn ich nachließ und versuchte, meine Arme zu entlasten, indem ich den Sitz des Hockers mit dem Kopf abstützte, kam die Aufseherin und trat nach mir. Mir war, als müsste ich sterben.

Mutti stand direkt vor mir und weinte. In ihrem Gesicht konnte ich ablesen, dass ihr fast das Herz brach, mich so leiden zu sehen. Immer wieder flüsterte mir jemand aus der Menge etwas Ermutigendes zu.

»Halt durch, Eva!«

»Es dauert nicht mehr lange!«

»Gib nicht auf, Eva!«

Aufzugeben wäre das Letzte gewesen. Diese Genugtuung gönnte ich den Kapos nicht! Irgendwie überstand ich die nächsten zwei Stunden, bis ich den Kapo sagen hörte: »Das wird dir eine Lehre sein, in Zukunft meinen Befehlen zu gehorchen!«

Ich hatte die Tortur überlebt. Alle um mich herum machten großes Aufhebens darum, wie tapfer und stark ich gewesen war – trotz meiner Jugend. Halb ohnmächtig brachten sie mich zurück

in die Baracke und ich lag für den Rest des Tages ruhig auf einer Pritsche. Gegen Abend waren die Bauchkrämpfe abgeklungen und ich fühlte mich viel besser.

Zuerst schien es, als würde ich mich schnell erholen. Ich war zur kleinen Heldin geworden. Das stärkte mein Selbstbewusstsein und gab mir Kraft. Viele der Frauen vermissten ihre eigenen Kinder und brachten nun mir ihre mütterlichen Gefühle entgegen. Ich war sozusagen zum Nesthäkchen geworden.

Aber der Schein trug. Die Krankheit hatte mich in ihren Klauen. Ein paar Tage später erwachte ich, vom Fieber geschüttelt. Die Haut glühte und ich war so schwach, dass ich fast nicht aufstehen konnte. Aber ich wusste, dass ich hinaus zum Appell musste, damit beim Abzählen alles stimmte; wenn ich nicht hinausging, würde die Prozedur Stunden dauern und ich wäre schuld.

Meine Zähne klapperten so, dass ich kaum sprechen konnte. »Hilf mir, Mutti«, stöhnte ich.

Sie hob mich hoch und stützte mich, bis wir im Freien waren. Franzl blieb in der Nähe, um mich ebenfalls zu stützen, falls ich ohnmächtig würde. Wir schafften es, uns in der letzten Reihe aufzustellen, sodass die SS-Frauen und die Kapos nicht sehen konnten, dass ich mich gegen die Mauer lehnte. Es war sehr früh am Morgen und ich fühlte mich wie betäubt. Ein- oder zweimal sackte ich zusammen, nachdem Mutti oder Franzl mir gesagt hatten, dass mein Kopf gezählt worden war. Den ganzen Tag über lag ich danieder und nahm kaum wahr, was um mich herum vorging. Auch am nächsten Tag fühlte ich mich nicht besser.

Jeder Häftling mit hohem Fieber stellte für die anderen eine Gefahr dar. Stimmen wurden laut, dass man mich wegbringen sollte. »Bringt sie doch zum Krankenblock«, bedrängten die Frauen meine Mutter und Franzl, aber ich wollte nicht dorthin.

Obwohl ich mir zu dem Zeitpunkt all der unaussprechlichen Gräueltaten der SS im Einzelnen nicht bewusst war, hatte ich doch gehört, dass die Ärzte im Krankenblock sogar die Schwächsten als Versuchskaninchen missbrauchten. Der Häftlingskrankenbau war als Experimentierfeld für SS-Ärzte berühmt und berüchtigt.

»Ich will nicht sterben«, schluchzte ich. »Ich will bei dir bleiben, Mutti.« Solange sie da war, wusste ich, sie würde mich beschützen.

Ich weinte nahezu ununterbrochen vor lauter Angst und Schmerzen, aber die Mithäftlinge ließen nicht locker. Unerbittlich bedrängten sie Mutti, mich zum Häftlingskrankenbau zu bringen, und irgendwie hatten sie auch recht.

»Dort bekommst du wenigstens Medikamente«, beschworen sie mich, »und das rettet dir möglicherweise das Leben.«

Sie wurden nicht müde, auf mich einzureden, weil ich so krank war.

»Tu es für uns, wenn du es schon nicht für dich tun willst«, sagte Franzi. Schließlich gab ich nach und erklärte mich bereit, mich untersuchen zu lassen. Es bestand der Verdacht, dass ich Typhus hatte.

Mutti unterrichtete den Kapo, gab ihr meine und auch ihre Nummer, damit sie mich begleiten konnte. Es war üblich, dass jeder Häftling, der sich untersuchen lassen wollte, frühmorgens seine Nummer melden und dann warten musste, bis man ihn namentlich aufrief – hübsch der Reihe nach, Block für Block. Ich schwitzte und zitterte am ganzen Leib, als man mir Bescheid gab. An Muttis Arm schleppte ich mich zum Häftlingskrankenbau, der zehn Minuten von unserem Block entfernt lag. Ich dachte, ich würde ohnmächtig werden, aber irgendwie schaffte ich es, bei Bewusstsein zu bleiben und mit den anderen Frauen,

die ebenfalls zur Behandlung gekommen waren, in einer Reihe zu stehen. Wir waren ein erbärmlicher, schmutziger Haufen menschlicher Wesen.

Obwohl der Krankenbau ähnlich wie die anderen Baracken gebaut war, kam es mir hier wesentlich sauberer als in unserer Baracke vor. Es lag so etwas wie professionelle Atmosphäre in der Luft. Krankenschwestern mit weißen Schürzen und Ärzte mit weißen Mänteln liefen geschäftig umher.

Die Krankenwärter trugen saubere, blaugrau gestreifte Häftlingskleidung und kamen mir verhältnismäßig wohlgenährt vor.

Schließlich erschien eine Krankenschwester, um die nächste Patientin ins Untersuchungszimmer zu bringen. Sie war ziemlich groß, kräftig gebaut, mit weit ausladenden Hüften und vollem Haar. Für mich hatte sie ein Gesicht wie ein Engel. Es kam so überraschend, einen solchen Menschen hier anzutreffen. Unter all den abgemagerten und verdreckten Gestalten wirkte sie wie eine Amazone. Sie bewegte sich selbstsicher und war offenbar verantwortlich für diese Abteilung.

Als Mutti sie sah, stieß sie einen Schrei aus. Trotz meiner Benommenheit merkte ich, wie aufgeregt Mutti auf einmal war.

»Minni!«, rief sie schrill.

Die imposante Figur drehte sich um und sah zu meiner Mutter. »Fritzi!«, rief die Schwester überrascht und kam mit offenen Armen auf Mutti zu. Die beiden fielen sich um den Hals, lachten und weinten vor Freude. Es war Minni, unsere heiß geliebte Cousine aus Prag. Es war ein Geschenk des Himmels, sie ausgerechnet hier anzutreffen.